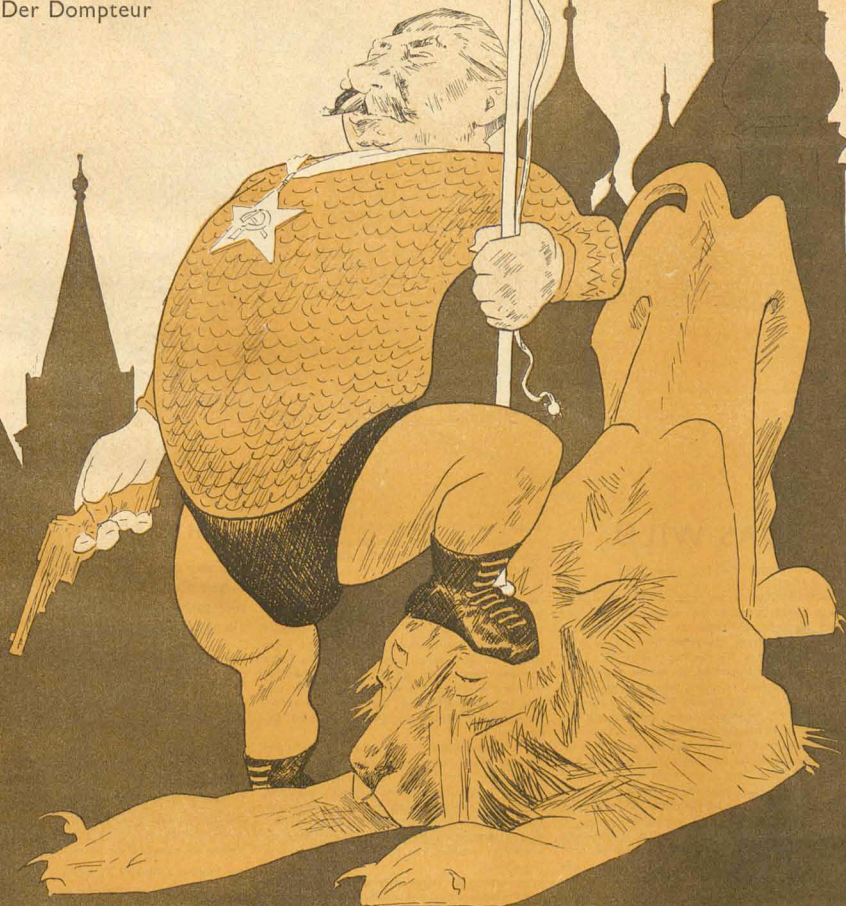


# SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

DLAF 1011 PANISON 43

Der Dompteur



„Was Sie hier sehen, war einmal der wilde Britenleu — heute kann ich ihn in jeder Konferenz vorführen!“

Il domatore: „Quello che vedete qui era una volta il selvaggio leone britannico ... oggi lo posso presentare in ogni conferenza!“





## DAS WILD

VON WALTER FOITZICK

Zuerst hatten wir es gar nicht bemerkt. Wer denkt auch daran, wenn er auf einem Bahnsteig auf und ab geht. Da sagte ein kleines Mädchen: „Schau mal, Mama, die süßen Tiere.“ Süße Tiere sieht jeder gern. Wir dachten zuerst, es handle sich um nette Hundchen. Es waren aber keine netten Hundchen, nein, auf dem Handwagen lag etwas mit Fell, ein Haufen Felle eigentlich nur. „Ach, Rehe“, sagte die Mama, „paß auf, daß du dich nicht schmutzig machst.“ Diese Gefahr bestand allerdings, denn es war allerlei Blut zu sehen. Daraus ergibt sich sofort, daß es sich hier nicht um süße Tiere sondern um Wild handelte. Wir waren nicht jüdisch interessiert, verstanden auch nichts von kapitalen Decken, aber vom Wild verstanden wir alle was. Einer sagte: „In Rahmoße sind sie am besten“. Ein anderer griff lügendwöhin ins Fell. Das war nicht Liebe oder Zärtlichkeit, er wollte nur mal feststellen, ob was dran ist. Die Prüfung fiel zur Zufriedenheit aus: „So ein Schlegel hat seine acht Pfund“, meinte er. „Er ist mir lieber als der Rücken, gespickt, müssen Sie wissen.“ Wir wußten es, oder wir erlitterten uns wenigstens.

Schön sahen die Tiere gerade nicht aus, denn man hatte ihnen schon alles abgenommen, was zum Wendschmuck geeignet ist. Trophäen nennt das der Jäger, glaube ich, und darunter kommt in schöner Schrift Ort und Datum des Tages, wo das Tier das Zeitliche segnete und zum Wildbret wurde. Das ist alter Weidmannsbrauch. Es waren übrigens nicht bloß Rehe, sondern auch Hirsche und Gemsen, so wenigstens sagte ein Fachmann. Und er wies auch auf die Stelle bei den Gemsen, wo die ganz vorzüglichen Rieserpinsel wachsen. Die Richtigkeit muß ich diesem Fachmann überlassen, denn ich habe Rieserpinsel bisher immer nur gekauft und nie geschossen.

Wir alle fanden die Tiere sehr schmackhaft, und nur das kleine Mädchen bedauerte sie. Kinder sehen halt nicht gleich das Wesentliche. Wir fanden das Wild sehr wesentlich, und eine Dame begann, die ganze Strecke in Fleischmarken umzurechnen. Das hatten die Tiere sich nicht träumen lassen, falls Gemsen, Hirsche und Rehböcke überhaupt träumen. Wir aber wurden alle etwas träumerisch.

Einer sagte, er werde sich seine letzte Kalbshaxe, natürlich gut abgefresselt, nächstens auf ein schöngeschlitztes Brett montieren lassen und ein Datum darunter schreiben, das Datum, an dem er die Kalbshaxe erlegt, Verzehlung, zerlegt hatte.

## NICHTS FÜR UNGUT

„Sie reden immer bloß vom Effen“, hat eine Dame mich gerügt, „und scheinen drüber zu vergeffen, daß das Denn doch nicht ganz genügt.“

Wo bleibt das zärtliche Fibrieren, die feurige Begeisterung, das selige Sich-im-Zill-Verlieren – na, kurz: wo bleibt der höhere Schwungs?

Erdtönd fenkte ich die Stirne, als ich das Wort zur Kenntnis nahm. Dann aber recht' ich meine Birne und sprach: »Entkuld'gen Sie, Madami!

Ich bin ein unbeholf'ner Stammler, der schlichte Käsebrote schmirt, kein Hymniker und Dithyrammler, der braufepuloris explodiert.«

Ratatöhr





„Sonderbare Leute, diese Sowjets — jetzt erwarten sie, daß wir  
Engländer für ein bolschewistisches Europa auch noch kämpfen!“

Di ritorno da Mosca: „Che strana gente questi soviet! Adesso aspettano anche che noi Inglesi combattiamo per un' Europa bolscevica!..“



# DAS GRÜBCHEN AM KINN

VON KONRAD SEIFFERT

Verwöhnt? Nein, verwöhnt waren wir nicht, der Ramon und ich. Wir hatten schon schlechter gegessen als bei Doña Carmen in Las Canchas. Wir hatten auch schon schlechter gegessen als bei dieser Dame. Teurer allerdings hatten wir noch nirgends gewohnt und gegessen. Und das war es, was uns den Aufenthalt in Las Canchas etwas verleierte.

Damals wurde dort nach Petroleum gebohrt. Wir bohrten. Aber wir fanden nichts. Das kommt vor. Dieses Bohren kostete nicht unser Geld. Im Gegenteil: Wir verdienten dabei. Wir wurden recht gut bezahlt. Und das wußte Doña Carmen. Oh, sie war scharf her hinter dem Gelde, das wir verdienten. Sie wollte auch teilhaben an dem papierenen Segen, der sich über die kleinen Ört am Rande der Ouebrada de Cilunchos ergoß. Und so nahm sie uns ab von unserem Verdienst, was sie nur ergattern konnte.

Nun werden Sie sagen, lieber Herr, wir hätten ja woanders wohnen und essen können. Ach, das ging nicht. Es war alles belegt. Wir, der Ramon und ich, wir waren ja nicht die einzigen Männer, die bei Las Canchas bohrten.

Es waren noch andere Herren da. Und alle mußten untergebracht werden. Alle mußten essen. Die Leute von Las Canchas waren in den plötzlichen Ansturm nicht eingerichtet. Sie richteten sich erst ein, als sie sahen, daß es etwas zu verdienen gab. Und wie sie sich einrichteten! Alle. Nicht nur Doña Carmen.

Nun legt ja in der Regel so eine Petroleumgesellschaft, wenn die Bohrungen beginnen, ein Camp an mit allem Komfort für ihre Leute. Bei Las Canchas aber war das anders. Bei Las Canchas dachte man nicht daran. Es kam mir von Anfang an vor, als glaubten die Herren selber nicht so richtig an das Vorhandensein ergiebiger Erdölquellen in dieser Gegend. Und deshalb wurden die Ausgaben für die Anlage eines Camps gespart. Wir bekamen Geld, nichts weiter. Wir gingen in Selbstverpflichtung. Sie kennen so etwas sicher auch, lieber Herr.

Also: wir wohnten und aßen bei Doña Carmen. Wir waren ihr gewissermaßen zugewiesen worden als Einquartierung. Vom ersten Augenblick an behandelte sie uns als lästige Eindringlinge. Nur das Geld, das wir ihr zahlen mußten, war fähig, ihr Gesicht etwas aufzuheilen und ihren Mund zum Schweigen zu bringen.

Ich muß Ihnen nun sagen, daß Doña Carmen eine Meztizin war, eine mächtige Frau, unter deren Triften das Häuschen wankte, in dem wir wohnten. Es wankte auch, wenn Doña Carmen eine Ansprache an uns hielt. Das tat sie gern, oft und mit Ausdauer: Sie hatte immer etwas zu reden. Nur wenn sie Geld bekam, war sie still. Doña Carmens Haus hatte zwei Räume, einen größeren und einen kleineren. In dem größeren wohnten wir, in dem kleineren die Hausbestizler. Jeder Raum hatte einen separaten Eingang, selbstverständlich. Gekocht wurde in einer Bretterbude, die an der Seite des Hauses stand. Das war sehr vorteilhaft.

In dem Raum, dem wir bewohnten, der Ramon und ich, war kein Fenster. Doch das schadete nichts. Licht und Luft bekamen wir genug. Es waren Spalten und Risse da, durch die junge Hunde und anderes Getier zu uns herein- und wieder hinauslaufen konnten. Es lief. Das Getier. Regen? Nein, Regen hatten wir nicht. Es war nicht die Zeit dazu, als wir uns in Las Canchas aufhielten. Aus diesem Grunde machte es uns auch nichts aus, daß nur etwa die Hälfte des Raums mit einem Dach versehen war. Auf der anderen Seite des Hauses, bei Doña Carmen, sah es noch luftiger aus.

Leider hatten wir keine Betten. Wir schliefen auf dem Fußboden. Der Fußboden bestand aus

losem Lehm, der vielleicht früher einmal festgestampft gewesen war. Jetzt ging er in rötlichen Wolken hoch, wenn man seinen Fuß daraufsetzte. Und Sie glauben nicht, lieber Herr, wie lange sich solch roter Lehmstaub schwebend in der Luft zu halten vermag! Eigentlich saßen, standen, lagen wir immer im Lehmstaub, wenn wir uns in dem Raum aufhielten. So etwas ist störend, wahrhaftig! Störend war auch das Ungeziefer. Nein, ich will Ihnen hier nicht aufräumen, was da alles lief, sprang, flog, kroch, schwirrte. Das würde zu viele Zeilen kosten. Aber an Ungeziefer gewöhnt sich der Mensch bekanntlich. Ramon und ich, wir gewöhnten uns.

Ich sagte schon, daß wir bei Doña Carmen aßen. Ja, sie kochte für uns. Sie kochte jeden Tag so ziemlich das gleiche. Es war immer eine fetter, mißfarbene Brühe, in der allerhand herumschwamm. Geschmack? Nein, das Zeug schmeckte eigentlich nach nichts. Es brannte nur entsetzlich auf der Zunge und im Hals. Das kam von den vielen Gewürzen, die Doña Carmen verbrauchte. Aber damit, daß uns der Schlund ausgebrannt wurde, mußten wir ja überall rechnen.

Es war sozusagen ein Eintopfessen, das wir in Las Canchas täglich vorgesetzt bekamen. Doña Carmen behauptete, es sei Puchero. Nun ist Puchero tatsächlich etwas Zusammengekochtes. Aber es gibt da doch Unterschiede, wahrhaftig! Doña Carmen war uns gegenüber wenig liebenswürdig. Sie schrie uns an. Sie kümmerte sich nicht um unseren Schlafraum. Sie dachte nicht daran, uns das Leben ein wenig angenehm zu machen. Wenn sie mit dem Essen angewachtelt kam, dann krakelte sie dabei mächtig, schimpfte auf uns Tagediebe, beklagte sich über die viele Arbeit, die sie mit uns hatte, behauptete, früher habe sie andere, ganz andere Herren beherbergt, hacht! Sie war überzeugt davon, daß wir ihr viel zu wenig Geld gaben. Und das sagte, schrie, schluchzte sie dann auch. Sie hieb das Essen auf den wackeligen Tisch, daß es überschwappte. Am nächsten Tag waren die Spuren ihrer Empörung über uns noch zu sehen. Auf dem Tisch.

Und Ramon sagte, nachdem wir etwa eine Woche bei Doña Carmen für sehr viel Geld schlecht gegessen und noch schlechter gegessen hatten: „Das ist nicht auszuhalten! Hier muß endlich etwas geschehen!“ Ich hatte da wenig Hoffnung. Aber vielleicht, dachte ich, fällt dem Ramon doch etwas ein, was geeignet ist, unsere Lage zu bessern! Bevor wir nach Las Canchas gekommen waren,

## AUF JENEN FELDERN

*Einst wird viel roter Mohr*

*Auf jenen wildzerpflügten Feldern prangen,*

*Und goldne Ähren wiegen sich im Sommerwind -*

*Wer weiß dann schon,*

*Welch bittrigen Weg wir dort gegangen*

*In Nacht und Grauen sind?*

*Wer weiß, wer fragt es*

*Von denen, die da nach uns kommen werden,*

*Welch Ungezagtes*

*Längst sich verband mit Stein und Erden —?*

*Der Mohr bleibt stumm.*

*Und nur der Grübler, der sich aus der Welt*

*Hierher verirrt, —*

*Nur der wird dunkel ahnen dann, warum*

*Ein Ährenfeld*

*So rot wie Blut auf dieser Erde wird —*

HERBERT LESTIBOUODIS

hatten wir oft und gern gelacht. Aber jetzt waren unsere Gesichter tiefergrau. Ja, solch ein Drachen wie Doña Carmen kann aus einem fröhlichen Menschen in kurzer Zeit einen Melancholiker machen, wahrhaftig, lieber Herr! Doch das Leben ging weiter.

Ein paar Tage später sagte Ramon zu unserer Hausfrau, als sie uns das Essen brachte: „Doña Carmen, Sie haben da ein ganz entzückendes Grübchen am Kinn!“ Dabei lächelte er die Frau an, es sah beinahe aus, als sei er in sie verliebt. Ich muß sagen, daß ich sehr stark erschrocken und befürchtete, Doña Carmen werde sich solch plumpe Anbiederung sehr energisch verbieten.

Wie gefiel! Sie tat es nicht. Sie stellte das Tablett sacht auf den Tisch, zum erstenmal. Dann stemmte sie die massiven Fäuste in ihre kolossalen und sehr weichen Seitenteile, sah sich den Ramon an, legte den Kopf schief, grinste, verzog das Mäulchen und flüsterte: „Ach, das haben mir die Männer früher oft gesagt!“ Dabei schloß sie die Augen.

Ramon sagte ihr nun noch ein paar Sachen, die so entsetzliche Schmeicheleien waren, daß ich mich sehr schämte. Dabei aßen wir. Puchero. Wie immer.

Doña Carmen watschelte davon. Ich war gerade dabei, dem Ramon zu erklären, daß er mit seinen blöden Redereien wohl bei einem netten, hübschen, jungen, freundlichen Mädchen Erfolg haben könnte, nicht aber bei solch einem Ungetüm wie Doña Carmen. Da kam sie zurück. Mit dem Tablett. Auf dem stand der Nachtsch. Noch nie hatten wir Nachtsch bekommen. Heut gab es Nachtsch. Es war etwas in Fett Gebackenes, sehr süß und sehr heiß. Es schmeckte recht gut. Und Ramon lobte das Zeug mächtig. Noch nie, behauptete er, habe er so etwas Vorzügliches gegessen. Und auch ich sprach ein paar anerkennende Worte. Danach redete Ramon wieder von Doña Carmens Grübchen am Kinn. Sie quiekte wie ein Tapir auf der Flucht vor dem Jaguar.

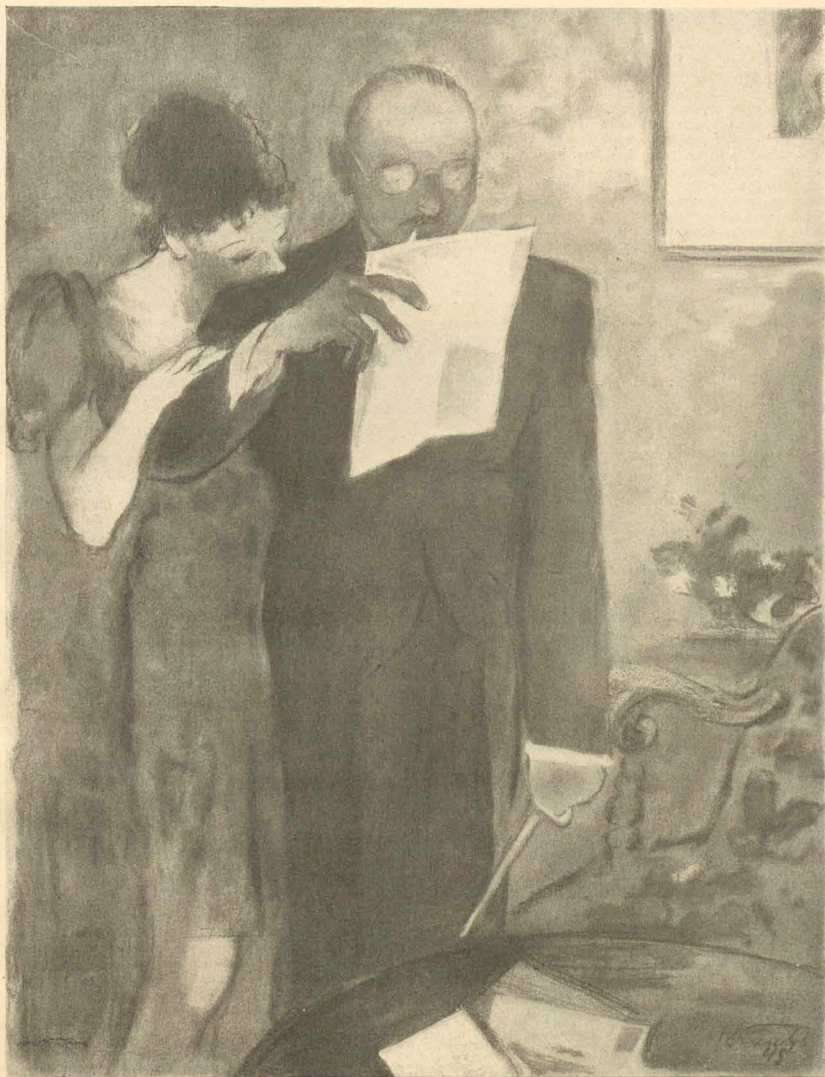
Als wir am anderen Tag nach Haus kamen, war der Fußboden unseres Raums mit einem Teppich bedeckt. Es konnte nun auch für mich nicht mehr zweifelhaft sein, daß Ramons Methode die richtige war.

Sie war die richtige, das können Sie glauben, lieber Herr! Bei jeder Gelegenheit wurde sie nun von Ramon angewendet. Ich hätte ihm nie so viel Selbstüberwindung zugetraut. Schließlich, dem guten Beispiel folgend, ging auch ich dazu über, Doña Carmen einige Schmeicheleien zu sagen. Ja, sie hatte da ein Grübchen am Kinn. Grübchen kommt von Grube. Nun, es war eine Grube. Aber das blieb nebensächlich.

Die Hauptsache für uns war, daß wir von jetzt ab für unser Geld verhältnismäßig anständig zu essen bekamen, daß unser Wotinum täglich etwas in Ordnung gebracht wurde, daß Doña Carmen nicht dauernd schimpfte, schrie, tobte, brüllte.

Ganz zahm war diese Bestie geworden. Sie zeigte uns Bilder aus ihrer Jugend. Und auch auf diesen hatte sie ein Grübchen am Kinn. Früher mußte sie ein recht hübsches Mädchen gewesen sein. Als wir nach etwa einem Monat Las Canchas verließen, weil die Bohrarbeiten abgebrochen wurden, weinte Doña Carmen hemmungslos. Noch nie, schrie sie, habe sie so nette Herren beherbergt. Und die Zeit, die wir bei ihr verbracht hätten, sei die schönste ihres Lebens gewesen. Da wurde uns, dem Ramon und mir, ganz klar, daß es sehr einfach ist, einen Drachen wie Doña Carmen zu zähmen. Man braucht ihm nur etwas von dem Grübchen zu erzählen, das er am Kinn hat. Zumeilen kann es, glaube ich, auch etwas anderes sein als ausgezeichnet ein Grübchen am Kinn. Wußten Sie das schon, lieber Herr?





„Unerhört, Paul, wie kann dich dieser Mann ‚dummes Rindvieh‘ nennen!“  
„Ja — und überhaupt sagt man nicht ‚dummes‘, sondern bloß ‚Rindvieh‘!“

**Correzione:** “Cosa inaudita, Paolo! Come mai quest’ uomo può chiamarti ‘stupido buaccio, l.,  
“Eh già ... e poi non si dice ‘stupido, ma soltanto ‘buaccio, l.,

# DER LEUTNANT PFUI DEIFEL

VON KARL SPRINGENSCHMID

„Eine richtige Teufelsstellung“, lacht der Oberjäger unter dem grünen Mückenschleier hervor, und zeigt mit beiden Händen in den Wald hinein. Das stimmt doppelt, so erzählt er uns. Fürs erste, weil diesen dreimal vermaldeiteten Wald längst schon der Teufel holen müßte, aber er mag ihn nicht, die Hölle ist ihm lieber. Und fürs zweite, weil der Leutnant selber, der diese Waldstellung hält, „Deifel“ heißt. „Der welche Teufel“, wie ihn die einen wegen des welchen D voran rennen (was übrigens bei seiner ganzen Art das einzig Welche an ihm zu sein scheint). Die anderen, seine engsten Freunde aber rufen ihn

mit dem Vornamen nicht Albin sondern „Pflui“, weil dann jenes schöne „pflui Deifel“ beisammen ist, das richtig auf diesen gottverlassenen Urwald in Karelien paßt.

Aber das nur nebenbei! Hauptsache, daß einer überhaupt diesen Deifel findet. Das ist für jemanden, der aus Europa kommt, gar nicht so einfach; denn die Karte ist hier, am Ende der Welt, nur mehr eine Art Tapetenmuster, schön und Interessant, etwas absonderlich allerdings, weil Sumpf, See und Wald, beziehungsweise Wald, See und Sumpf die einzigen Bestandteile sind, aus denen der Teufel dieses seltsame Muster gemacht hat.

„Beim See 41 links“, so sagte uns einer, „dann über den Sumpf 83, gradwegs in den Wald, bis zum kleinen See 53, dort rundherum, Bach, wieder See, nochmals Sumpf, dann kommt der Wald 53, dem Deifel sein Wald!“ Aber ohne Kompaß geht's nicht. Erst als der Kompaß erlunden wurde, konnte Kolumbus Amerika entdecken und erst mit dem Kompaß entdeckte der Deifel diesen Wald und überhaupt die Gebirgsjäger Karelien. Dabei hatte es dieser Kolumbus bestimmt viel leichter als der Deifel; denn er sah doch tagsüber die Sonne auf dem richtigen Platz und nachts die Sterne. Der karelische Sommer aber hat keine Nacht und keine Sterne. Ja, dieser seltsame Deifel lebt sommersüber ganz ohne die gewohnte Finsternis und will er sich nach dem Himmel richten, so muß er feststellen, daß sich selbst die Sonne so seltsam und ungewöhnlich benimmt, daß er nie weiß, was sie eigentlich will, aufgehen oder untergehen oder vielleicht ganz oben bleiben. Außerdem hat dieser Kolumbus vom Mastkorb seines Schiffes aus weltum den Horizont gesehen und das neue Land, das ist viel; denn was der Leutnant Deifel vom höchsten Baumwipfel aus sehen kann, sind wieder bloß Wipfel und Wipfel und alles, nur kein neues Land. Nein, der Kolumbus hatte es schon besser getroffen mit Amerika, als der Leutnant Deifel mit Karelien!

Bleibt nur der Kompaß! Und zwar der feine, kluge Marschkompaß, den die Finnen statt der Uhr am Armband tragen, bezeichnend für sie, weil die Zeit in ihrem Leben gar nichts, die Richtung aber alles bedeutet. Dieser finnische Waldkompaß ist überhaupt ein echtes Stück finnischen Wesens. Er ist in OJ gelagert, und schlägt darum nur ganz ruhig und bedachtsam aus, ohne jede Hast und Erregung, genau so ruhig und bedachtsam, wie die Finnen selber ausschlagen, es mag noch so viel magnetische oder bolschewistische Spannung in dem Walde liegen.

Den Kompaß am Arm, so zieht der Spähtrupp los, so führt der Oberjäger seine Posten aus, so sucht der Zahmeister seine Schreibstube, so geht der Leutnant durch die Stellung, so macht der Hauptmann seinen Besuch beim Oberst. Den Kompaß am Arm — ja, dies nun ist die kleine Geschichte vom Leutnant Deifel, die ich eigentlich erzählen wollte.

Als der Wald 53 erstürmt war, sagte der Leutnant, auf eine Kiefer zeigend: „Und hier den Kompaniegefechtsstand!“

Auf das hin zimmerte der Gefreite Tschurtschentaler eine hohe Leiter zurecht, legte sie an die Kiefer an, kletterte empor und baute einen Prügelboden in den Wipfel hinein, so daß der Oberjäger Mumelster, der den Kompanietrupp führte, sogleich seinen Posten hinaufstellen konnte. Inzwischen hatte der Leutnant sein Zelt fertig gebaut und damit die Übersiedlung vom Wald 49 in den Wald 53 beendet. Endlich einmal Schlaf! Draußen ist Nebel und Nässe. Aber der Leutnant muß auf, es hilft nichts. Nicht wegen des Feindes, nein, nur sonst, ganz allgemein.

Er schließt aus seinem Schlafsack, er taumelt aus dem Zelt. Er schaut um sich.

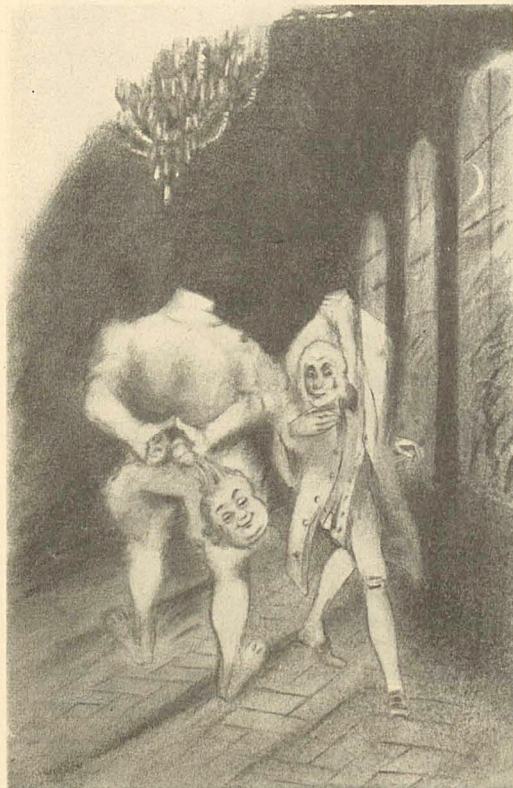
Bäume links, Bäume rechts, das ist alles. Da hat er doch gestern genau den Platz bestimmt, jenen Platz, ja, der schließlich selbst im karelischen Urwald bestimmt werden muß.

Aber, zum Teufel, wo ist denn?

Er schaut durch die Bäume, er schaut in den Nebel! Hat er nicht irgendwo sein Zelt mit dem Kompaß gebaut, genau von Norden nach Süden, damit er, schon wenn er herauspringt, weiß, wie

## Spuk im Schloß - Spettri nel castello

(l. v. Horváth)



„Zu lästig, diese alten Köpfe. Nie hat man beide Hände frei!“

„Che seccanti queste vecchie teste! Non si hanno mai le mani libere!“





Il sonnambulo

er im Wald steht. Ist denn in dieser Dreiteufelsgegend alles verhext? Er wird doch noch höllsake, den Ort finden, zwanzig Schritte weit... Er findet ihn nicht. So bleibt er ruhig, wie es im Walde nötig ist, bei seinem Zelte stehen und überlegt; denn er weiß, der Wald läßt nicht mit sich spaßen. Es ist schon einmal einer, der nur ganz Friedliches wollte, in die falsche Richtung geraten und statt an die gewünschte Stelle an den Feind geraten. Das will er in diesem Augenblick durchaus nicht.

Guter Kolumbus! Du hast es leicht gehabt! Hilft nichts! Kompaß!

Er spürt, wie etwas ungemein Beruhigendes von diesem klugen, ägelagerten Ding ausgeht. „Man müßte alles hier in 'Ol Iagern', denkt der Leut-

nant, „den ganzen Krieg“ und blickt auf die Nadel und mit einem Schlege steht die ganze Welt wieder richtig, das Zelt, der Baum mit der Leiter, der Leutnant selber, alles. 30 Strich ost-

#### ES WAR EINMAL

ein Hofnarr, der beklagte sich bei seinem König, daß eine mächtige Gruppe des Hofstaates ihm ob seiner kecken Freimütigkeit den Tod geschworen habe. Der König beruhigte ihn hierüber. Er sprach zu ihm in königlicher Güte: „Wer dich tötet, Narr, hängt zehn Minuten später selber.“ Da lächelte der Narr schmerzlich und antwortete: „Mein König, es wäre mir weit lieber, wenn er zehn Minuten vorher hängen möchte...“ J.H.R.

wärts der Feind, 30 Strich westwärts die Richtung, die er in dieser Stunde braucht.

Also los! —

Und so geschah es, daß der Leutnant Albin Deiffel von der siebten Kompanie, kurz der „Pflz Deiffel“ genannt, den finnischen Marschkompaß am Arm, ruhig und besonnen, jenen Ort anpeltete, den man sonst an der ganzen Front im Osten ohne Kompaß findet.

An jener Stelle aber haben die Tiroler sodann, heimischem Brauche folgend, ein Marterl errichtet, das den Leutnant Deiffel zeigt, den Kompaß in der einen, die Hose in der anderen Hand, und die Worte trägt:

Oh, Wanderer steh hier still,  
und sieh, was dieser Leutnant will.

# WER ERTEILT UNTERRICHT?

Wer erteilt 7- u. 10-jährigen Jungen Unterricht in Deutsch, Rechnen und Englisch? Anscr. 449605.

Sie haben lärmend in Gärten gefielet,  
Sie haben mit Pfeilen nach Vögeln getelt,  
Sie haben sich lügend herumgetrieben  
Und find dem Rechenbuch ferngeblieben.

Und meine Erlernung sprichst:

Auch du lernest nicht,  
Auch du warst kein Licht.

Durch Knabenräume Flieger brauen,  
Durch Knabenräume schäumt Das Meer,  
In Knabenräumen Räuber schmaufen  
Die Gärten einer Herbstzeit leer.

Doch Davon wächst nicht Wissenschaft,  
Die Wissenschaft braucht Zimmerhaft,  
Die Wissenschaft braucht Bücherfakt.

Ein Auflass drückt wie ein Alp,  
Ein Auflass bringt Qual und Verwirrnis,  
Man schämt in das Heft, flüchtig und halb,  
Einige Seiten leeren Wort-Firmis.

Ich lehne mich nachhinein,  
Den leichtsinigen Kopf in Pein;  
Denn es fällt ihm durchaus nichts ein.

Wie wird der Rechenpauler sein?  
Der meinige, Rektor a. D., war wie aus Stein,  
Ein Monument der unbedingten Strenge,  
Zahlenmaschine, Genauigkeit, Gedankenenge.

Gefäß voll Spott und Hohn -  
Er fürzte Witnetou vom Thron  
Und tötete den Robinien.

ANTON SCHNÄCK

Sie haben sich heimlich fortgetohlen  
Zum Wald, zum Hügel, zum Fluß,  
Sie lucten die Nester der Krähen und Dohlen,  
Sie hatten am Ängler Genuß.

Auch ich spür' noch den Feuerrauch,  
Entfacht im Uferweidenfrauch:  
Ein Fisch schmort, aufgeschlitt am Bauch.

## DAS KROKODIL

VON BRUNO WOLFGANG

In einer kleinen Stadt wurde plötzlich von einem Unbekannten das schönste Häuschen des Ortes angekauft. Dann kamen einige Wagen mit seltsamen Möbeln, Waffen und Teppichen. Zum Schluss der Herr selbst, ein hoher, magerer Mann mit einem Habichtsgesicht, langem, dichtem Schnauzbar, einem herausfordernden Monokel im Auge und blutroten Gamaschen über den spiegelnden Lackschuhen. In der Hand trug er einen Ozeigekasten. Er war also ein Musiker.

Falsch. Er war kein Musiker. Was er war, blieb überhaupt rätselhaft. Er war Herr von Grill. Er hatte keinen Beruf, keinen Titel, nur Geld. Und im Gelgenkasten hatte er eine kostbare Stradivari. Nein, er hatte keine Stradivari im Gelgenkasten, sondern ein ganz kleines Krokodil, ein zartes Wesen in der Blüte seiner Jugend. Sein Mädchen (das Krokodil) war noch mit dem ersten nüchternen Milchzähnen besetzt. Die kleinen Augen hatten etwas Sanftes, Trümersches. In ihrer Tiefe schlummerte die ferne Glut ägyptischer Prinzessinnen und tanzender Negerköniginnen. Der Belag seines Rückens war noch weich und zart, noch nicht gekerbt, fast wie Imitation, und der gelblich weiß gespannte Bauch hatte fast etwas Menschliches.

Eine Zeitlang lebte Herr von Grill ruhig in seinem Hause mit seinem Diener und dem Krokodil, welches das Klima ausgezeichnet vertrug und sich prächtig entwickelte. Die Stadt freilich betrachtete ihn mit Mißtrauen, und üble Gerüche umflatterten sein schweißsames Haus wie Fledermäuse.

Eines Tages erschien Herr von Grill beim Schreinermeister Höllreich und sagte: „Zeigen Sie mir Ihren größten Sarg.“

„Oh, gestatten zunächst mein herzlichstes Beileid.“ Eine Träne erschien im Auge des Schreinermeisters mit geschäftlicher Emigkeit.

„Nein“, wehrte der Herr ab. „Ich brauche nicht Gemüt, sondern einen Sarg. Zeigen Sie mir Ihren größten Sarg.“

Der Schreiner beohte sich, dem Wunsche zu entsprechen. Herr von Grill bezahlte einen phantastischen Preis und fügte hinzu: „Senden Sie mir ihn sofort. Ich brauche ihn dringend.“

Gewohnheitsmäßig murmelte Herr Höllreich: „Hobelpäne gefällig? Ein lackiertes Kreuzfuß? Kerzenhalter schön versilbert?“

„Wenn Sie noch ein einziges Wort reden, werden Sie ein Sarg brauchen, nicht Licht!“, sprach der Herr ganz leise, funkelte aber dabei so fürchterlich mit seinen schwarzen, stehenden

Augen, daß Herr Höllreich fast abschlüßte zur Tür hinauskrach, sofort den Sarg bündelnd und die Neugierkeit an alle Freunde und Bekannten weitergab.

Nun war es Zeit, daß endlich auch die Behörde Ärgernis nehme. Es wurde ein besonders kluger und diplomatischer Vertreter der Gemeindeverwaltung entsendet, um die Interessen der Gemeinde gegenüber dem Zugeristen wahrzunehmen. Herr von Grill empfing den Sendboten — er hieß Pinagel — ziemlich ungnädig.

„Was wünschen Sie?“

„Es verläutet, daß hier ein Todesfall vorliegt, über den nicht die vorgeschriebene Anzeige erstattet wurde.“

„Todesfall? Wenn Sie nicht den Floh meinen, den ich gestern gefangen und in einer Platinschüssel geröstet habe, dann weiß ich bei Gott nicht, woraus Sie auf einen Todesfall schließen.“

„Im, Sie haben doch einen Sarg gekauft?“

„Sarg? Nun, ich werde Ihnen sofort zeigen, wozu ich ihn brauche.“ Er stieß mit dem Fuß eine Tür auf und ließ Herrin Pinagel eintreten. Das Zimmer war vollkommen kahl. In der Mitte stand auf dem Boden der Sarg, in ihm lag ausgestreckt das Krokodil und schlief.

„Sehen Sie, Verehrtester“, fuhr Herr von Grill fort, „früher konnte ich es über Nacht in einem Gelgenkasten unterbringen. Jetzt ist es schon so gewachsen, daß ich ein längeres Futtral brauche. Ich hoffe mit dem Sarg mindestens ein halbes Jahr auszukommen.“

Das Krokodil öffnete langsam die Augen, hob den Oberkiefer und gähnte gewaltig. Der Besucher wich einen Schritt zurück. Dann kroch es schwermütig aus seinem Lager, legte den Kopf auf den Schuh seines Herrn und sah ihn treuerzichtig an.

Herr von Grill kratzte es mit einer silbernen Gabel hinter den von der Natur nur schwach angelegten Ohren. Es hob den Oberkiefer wieder — Herr Pinagel trat abermals einen Schritt zurück — und ließ ihn (den Kiefer) aufklappen.

„Stehen, wie einen Klavierdeckel vor dem Konzert. Sofort ertönte ein leises Zwitschern vom Fenster. Ein kleiner gelber Kanarienvogel kam herabgeflogen und huppte im Rachen des Krokodils zwischen den Zähnen munter hin und her.“

„Ah, das schaust!“ entfuhr es Herrn Pinagel. „Symbolose“, bemerkte Herr von Grill spöttisch.

„Ja, das hab ich mir gleich gedacht“, erwiderte Herr Pinagel etwas unsicher und empfahl sich instawellen mit diplomatischer Höflichkeit.

Aber in der Stadt, besonders bei der Obrigkeit, gährte es weiter. Man hatte das unbestimmte, aber ganz sichere Gefühl, daß gegen Herrn Grill und sein Krokodil etwas geschehen müsse. Die Steuerbehörde führte den ersten Streich, indem

sie Herrn Grill die Hundesteuer vorschrieb. In der Tat, was das Krokodil schließlich anderes als ein verlängerter Hund? Herr Grill hindernieder machte eine geharnischte Eingabe an das Finanzamt, um sich zu verteidigen. Inzwischen blieb die Steuerbehörde nicht müßig und verhängte über Herrn Grill noch die Warenumsatzsteuer und die Gemeindeabgabe. Die politische Behörde verlangte von ihm eine Konzession zum Betrieb eines Krokodils und übersandte ihm zu diesem Zweck viermal drei Fragebögen. Es regnete Verständigungen, Erlässe, Noten, Dienstzettel, Amtsvorfügungen, Vorladungen, Terminfestsetzungen und dergleichen. Herr von Grill brauchte seine ganze freie Zeit zum Studium dieser oft schwer zu entziffernden Schriftstücke.

Eine Zeitlang hielt er es noch aus. Aber dann beschloß er, sich einen bequemeren Aufenthalt zu suchen. In einer finsternen Nacht fuhr er schlüsslos mehrere Möbelwagen nach, ein großes Auto mit abblendenden Lichtern huschte gepenstlich davon, und am nächsten Morgen war Herr von Grill fort.

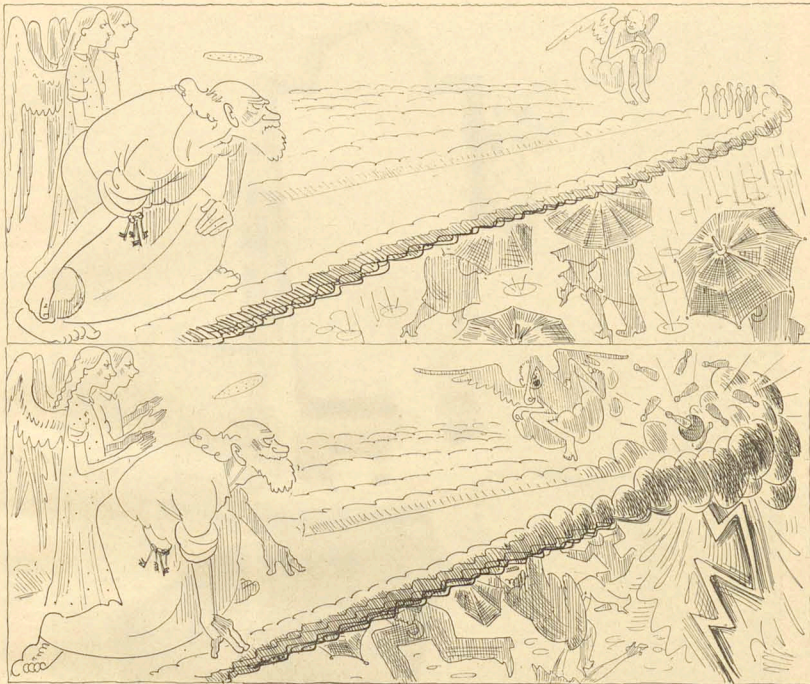
Einige Tage lang blieb sein Verschwinden unbekannt. Erst als der Briefkasten an seiner Türe von behördlichen Anforderungen, Zahlungsaufträgen und Exekutionsdrohungen überquoll, so daß der Briefträger ein halbes Kilogramm solcher Zustellungen wieder mitnehmen mußte, wurden die Behörden mißtrauisch und sandten eine zum Erbrechen (der Wohnung) genügende Anzahl von Organen ab.

Die Wohnung war leer. Der einzige Einrichtungsgegenstand, der vorgefunden wurde, war das Krokodil. Es wurde sofort beschlagnahmt, versiegelt und für alle Steuer- und anderen Rückstände haftbar erklärt. Zur Versteigerung kam es jedoch nicht, da sich kurz vor der Amtshandlung herausstellte, daß das Krokodil längst tot war.

Im Magen des Krokodils fanden die Gerichtsärzte einen alten Gelgenkasten, einen schon halb verdaunten Sarg, ein paar alte, rote Gamaschen und 28 Kilogramm amflicher Erlässe, letztere gänzlich unverdaut. Schließlich fand man noch die Reste eines kleinen gelben Kanarienvogels. Es war also doch ein böses, heimtückisches Raubtier gewesen, das Krokodil.

Falsch! Es gehorchte nur dem ewigen Naturgesetz, das dem Großen gebietet, den Kleinen zu verschlingen. Und wäre ein Dichter unter der Menge jener gewesen, die den langgestreckten Leichnam des Tieres witzelnd bestaunten, er hätte in dessen Augenwinkel die Träne sehen müssen, die Träne, die jede Verspöschung des Kleinen durch den Großen begleitet, jene Träne, die sonst nur bei Menschen vorkommt und daher Krokodilsträne genannt wird.





## EITELKEIT

VON ERIK STOCKMARR

Eine Bank in einem Park. Ein junges Mädchen und ein junger Mann.

„Wie wunderschön du doch aussiehst, Lizzie“, sagt er.

Sie lächelt bescheiden, als ob sie es gar nicht wüßte. Eine halbe Stunde hat sie vor dem Spiegel gestanden, um sich schön zu machen.

„Gib mir einen Kuß, Lizzle!“

Sie schüttelt ihren schönen Kopf.

„Doch.“

„Nein.“

„Doch.“

„Nein.“

Kleine Pause.

„Warum willst du mich nicht küssen, Lizzie?“

Keine Antwort.

„Warum nicht?“

„Weil ich nicht will.“

Seine Augen blitzen.

„Liebst du mich denn nicht mehr, Lizzie?“

Ein ganz kleines Lächeln zeigt sich auf ihrem Gesicht. Das macht ihn ganz außer sich. Er steht auf, stellt sich vor sie und guckt sie wütend an.

„Aha, du liebst einen anderen, Lizzie“, ruft er: „deswegen willst du mich nicht küssen. Wer ist der Halunke?“

Keine Antwort.

„Ich springe ins Wasser, Lizzie“, schreit er und nimmt seinen Hut ab.

Augenscheinlich glaubt das Mädchen, daß er seine Worte verwirklichen will. Das ist ein bißchen naiv, denn wenn ein Mann, bevor er ins Wasser springt, seinen Hut abnimmt, wird er sich nicht ertränken. Den Hut braucht er ja dann nicht mehr. Sie faßt ihn am Arm, streichelt ihm übers Haar und küßt ihn. Lange stehen die beiden dicht umschlungen und küssen sich. Dann setzen sie sich wieder auf die Bank.

„Warum wolltest du mich nicht küssen, Lizzie?“ fragt er.

„Sieh“, sagt sie und zeigt auf ihre eine Wange, die eine leichte, kaum sehbare Farbe hat. „Ich war heute beim Zahnarzt, der mir einen Zahn zog, und dabei wurde die eine Wange ein bißchen blau. Eine halbe Stunde stand ich vor dem Spiegel und puderte mich, damit man es nicht sehen konnte. Jetzt aber ist der Puder durch dein heftiges Küssen fort, du dummer Junge.“

„Und nur wegen des Puders wolltest du mich nicht küssen?“ fragt er lächelnd.

„Ja.“

„Du liebst mich also doch?“

„Natürlich.“

„Ach, wie eitel du doch bist, Lizzie.“

„Kuß mich“, antwortete sie, „jetzt ist der Puder doch weg.“

## MEIN FREUND JOHANNES

Wir waren mit ein paar Freunden zusammen. Um die nette Stimmung zu erheben, holte ich mein Schifferklavier hervor und setzte mich zurecht.

„Was wollt ihr hören?“ fragte ich.

Sie nannten ihre Wünsche, die ich nach bester Kraft erfüllte. Aber schließlich verlangte einer ein Lied, das ich noch nie gehört hatte.

„Ich spiele es dir mal eben auf dem Flügel vor“, sagte er.

Es war eine flotte, eingängige Melodie, so daß ich sie nach einmaligem Anhören nachspielen konnte.

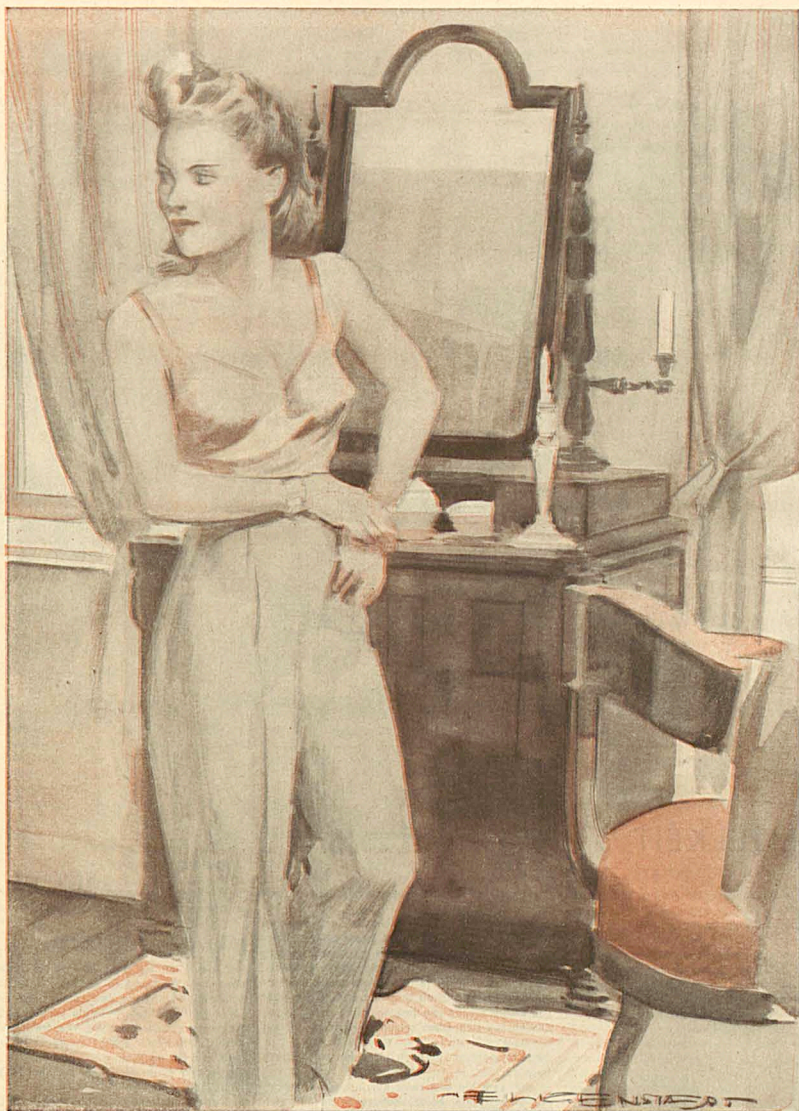
„Donnerwetter, du bist doch ganz schön musikalisch!“ urteilte der Freund anerkennend. „Woher hast du das eigentlich?“

„Von meiner Großmutter“, erklärte ich.

„Eine tüchtige Leistung für eine so alte Frau, dir das Ziehharmonikaspielen beizubringen“, sagte Johannes.

J. Bieger





„Mir scheint, nicht nur die Zimmer, sondern auch die Schlüssellöcher sind hier viel größer!“

Constatazione: „Mi pare che qui non solo le stanze, ma anche i buchi delle toppe sieno molto più grandi!..“



# DER SPIELER

VON HEINZ SCHARPF

Im Zug nach Monte Carlo saß eine Dame, ihr gegenüber ein Herr. Ahal... und Gott Amor flücht zwischen den beiden eine bährige Kurzgeschichte...

Gemach, gemacht!

Die scharfen Gesichtszüge der Dame mochten ihr in der Mädchenzeit einen markanten Reiz verliehen haben, jetzt im Alter geben sie ihr etwas Raubvogelartiges. „Dame mit Geierkopf“ hätte unter ihrem Porträt stehen können.

Der Herr war ebenfalls keine bloße Erscheinung in den besten Jahren, sondern gewann bei näherer Betrachtung durch einen Stich ins Dämonische. Sein Gesicht war durchfurcht von Leidenschaft, die rotundierten Augen zeugten von einem Dauerleben bei Nacht, und seine Hände, oh, diese stark geäderten, fahigen Hände verriet den Spieler. Er machte andauernd Zeichen in ein Notizbuch, sah dazwischen gedankenvoll zum Fenster hinaus, seine Denkmachine lief sichtlich auf hohen Touren.

Die alte Dame betrachtete ihn interessiert. Ein Systemspieler, durchzuckte es sie, einer der vielleicht schon einmal die Bank gespart hatte oder daran war, das zu tun, vor Erregung ließ sie wie ein Bussard die Luft durch ihre Habichtsnase aus. Sie mußte mit dem Mann ins Gespräch kommen.

„Entschuldigen Sie“, sagte sie, „könnte man nicht einen Augenblick das Fenster öffnen, es ist so schwül hier?“

„Gern!“ willfährte der Herr ihrem Wunsch, um sich dann gleich wieder seiner Arbeit hinzugeben.

Die Dame fuhr wie auf Nadeln. Nach einer kleinen Anstandsphase setzte sie zur zweiten Attacke an. „Entschuldigen Sie“, ließ sie sich mit krächzender Stimme vernehmen, „könnte man das Fenster nicht schließen, es zieht?“

„Gern“, sagte der Herr abermals, klappte sein Notizbuch zusammen und sah sich auf Gnade und Ungnade seiner Reisegenossin ausgeliefert.

„Sie fahren auch nach Monte Carlo, um das Casino aufzusuchen?“ fragte sie.

Der Herr nickte, obwohl er sich lieber taub gestellt hätte. Er hatte seine Erfahrungen mit geierköpfigen Bekanntschaften.

„Sie spielen nicht zum erstenmal?“ forschte sie weiter.

„Nein, ich spiele seit Jahren.“ Er sagte das ohne viel Aufhebens.

Die Augen der alten Dame bagann immer mehr zu funkeln. Also hatte sie den Mann doch richtig taxiert. „Und spielen Sie immer mit Erfolg?“ drang sie neugierig in ihn.

Der Gefragte klopfte dreimal auf das Fensterholz. „Mit einer Serie von Erfolgen“, zwinkerte er.

„Ah“, sank die Dame in sich zusammen, „und ich Unglücksbrake verliere immer, ich habe schon ein Vermögen in Monte Carlo gelassen. Trotzdem zieht es mich stets wieder hierher. Frauen sollten überhaupt nicht an die Rouletteische gelassen werden.“

„Dann würden die Spielsäle bald leer stehen“, meinte der Herr. „Die Roulette ist ja nicht auf die männliche, sondern auf die weibliche Psyche zugeschnitten. Ihre 36 Nummern sind eine galante Konzeption an die Frau. Damit sie immer jedere die fortune ihr Alter setzen kann, womit jede Frau ihr Debut beim Spiel beginnt.“

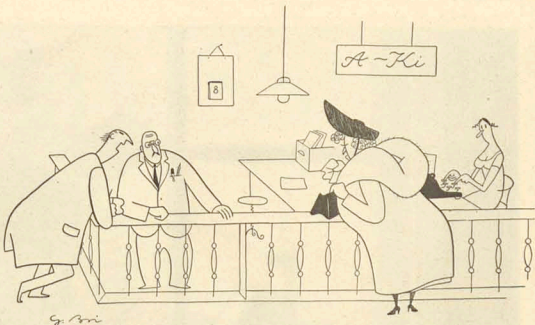
„O Gott, und was mache ich mit meinen 72 Jahren?“ seufzte der Unglücksbrake, der bereits drei- undsechzig Lenze hinter sich hatte.

„Sie setzen beharrlich zweimal hintereinander auf 36 und der Croupier wird Ihnen Berge von Jetons zuschieben.“

Die alte Dame hätte den Mann am liebsten un-

## Die Drückebergerin - L' Imboscato

(G. Brinkmann)



„Ich bin Direktor des Thello-Theaters. Ich möchte die Dame engagieren, die so ergreifend ihre Arbeitsunfähigkeit zum Ausdruck zu bringen vermog!“

„Io sono il direttore del 'Teatro Thello'. Vorrei scritturare questa signora che sa esprimere in modo al commovente la sua inabilità al lavoro.“

armt. Sie fand ihn einfach hinreißend. Seine Augen loderten, seine Finger zuckten, der Spieler in ihm war erwacht. Vor Aufregung begann sie, immer mehr mit dem Kopf zu wackeln. Diese Bekanntschaft hatte ihr die Göttin Fortuna in den Weg geführt, spät, aber doch. „Ach“, sprach sie mit leichter Koketterie, „ich kann einfach ohne diese erregende Spielsaalatmosphäre nicht leben, sie macht mich schwindlig, einfach berauscht, ich verliere völlig den Kopf und vermag nicht mehr aufzuhören zu spielen. Geht es Ihnen auch so?“

„Nein“, sagte der Herr, „ich weiß genau den Zeitpunkt, wann ich aufzuhören habe.“

„Mein Herr“, nahm sich nun die Dame ein Herz, „würden Sie mich an Ihrem Spiel einmal teilnehmen lassen?“

„Mit Vergnügen“, bekam sie zur Antwort.

Vor Seligkeit rutschte sie beinahe vom Stuhl. „Ich sah Sie wohl in Aufzeichnungen in Ihr Buch machen“, rang sie nach Luft. „Sie spielen wohl nach einem System? Auch ich kenne verschiedene Systeme. Wollen Sie mir nicht verraten, was Sie spielen?“

„Gern“, sagte der Herr, „ich spiele Cello im Casino-Orchester.“

## LIEBER SIMPLICISSIMUS

In Kuttinars Grünwarenhandlung. Personen: Herr Kuttner und Frau Seifert, die die ihr zustehenden Eier verlangt.

„Sind sie auch wirklich frisch?“ fragt sie vorsichtshalber.

„Na und ob!“ lacht Kuttner dröhnend, „die Hühner haben sie noch gar nicht vermißt!“ F.F.



Ich stand vor einem Buchladen und betrachtete die ausgestellten Bücher. Eine seltene Ausgabe von Kants „Kritik der reinen Vernunft“ fiel mir ins Auge.

Sie fiel wohl auch einem anderen Beschauer ins Auge, denn ich hörte plötzlich neben mir einen Mann, der auf dieses Werk deutete und zu seiner Frau sagte:

„Sowas können sie auch nur im Krieg verkaufen! Laß erst mal wieder Frieden sein, Jsolde, und es wieder richtige Romane geben — dann kaufst den Dreck keiner!“ J.H.R.

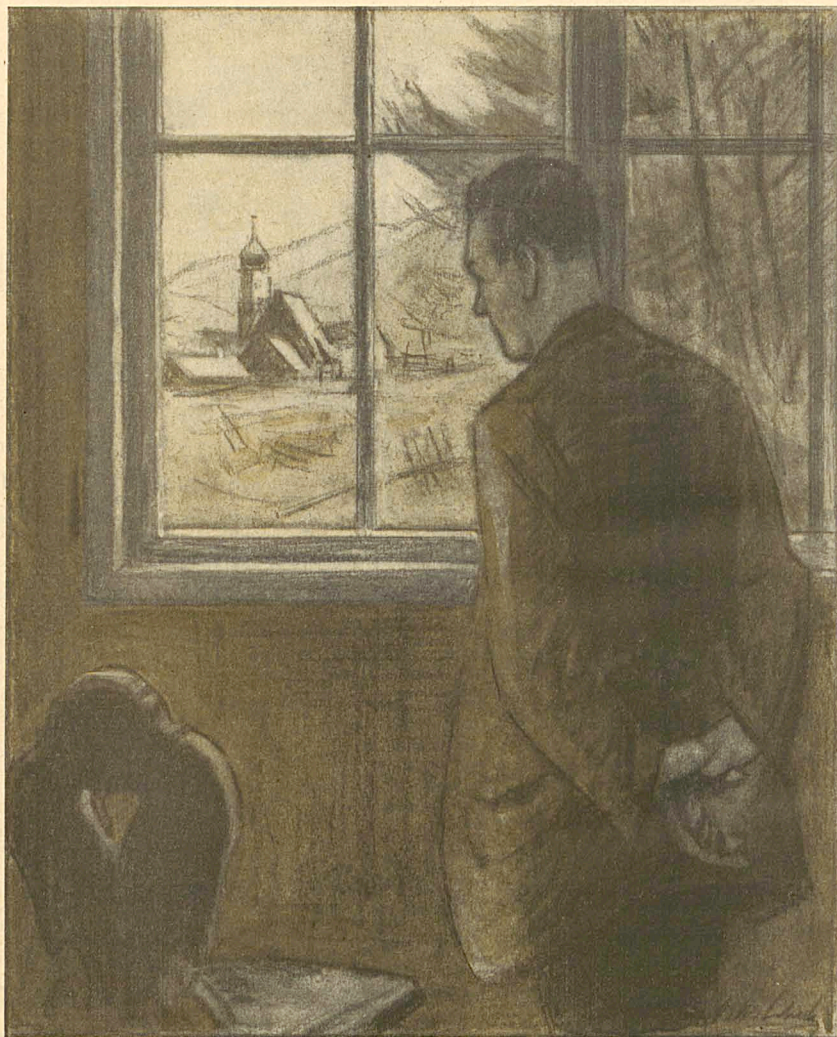
Meine Jungen und Nachbar Jörgen Jungens und Nachbar Gvatters Mädels spielten im Hof Krieg. Ich sah ihnen vom Fenster herunter aus zu Heiß ging die Schlacht. Gießkannen wurden zu Maschinengewehren, die Hausschuhe flogen als Handgranaten und mein altes Fahrrad wurde zum Sturmeschütz. Plötzlich aber sehe ich, wie das sechsährige Annetchen in dem Ort mit dem Herz verschwindet, noch einmal ihr blondes Kinderköpferl zur halbgezogenen Tür herausstrukt und ruft: „Ich bin jetzt mal für fünf Minuten neutral!“ J.H.R.

## EDLE TORHEIT

*Der Torheit wohnt bisweilen inne,  
was der Verständige nicht admet,  
wenn er zu klugen Tatbeginne  
das Universum so betrachtet  
als sei es ein Maschinenhaus.*

*Die Herzen lieben es, zu schlagen.  
Oft sieht etwas viel Unsinns aus,  
und schließlic löst es alle Fragen,  
die unentschürbar dem Verstande  
geblieben waren durch Jahrhunderte,  
bis man sie schließlic Wahrheit nannte  
und überaus bewunderte.*





*Es geht ein scharfer Wind ums Haus,  
und guckst zum Fenster du hinaus,  
sind überall im weiten Tal,  
die Wälder und die Felder kahl.*

*Schwer ist der Himmel, grau wie Blei,  
die Raben fliegen mit Geschrei.  
Laß die dabei nicht werden bang,  
oftmals scheint doch die Sonne blank.*

*So sei gescheit und fang sie ein,  
laß sie in deinem Herzen sein,  
daß froh es bleibt, sich wehrhaft hält,  
so feindlich sich die Zeit auch stellt.*

WILHELM SCHULZ